

Woran erinnern wir uns?

von Prof. Dr. Barbara Zehnpfennig

Vor kurzem unterhielt ich mich mit einer Freundin über die gegenwärtige Lage. Ich sagte ihr, dass ich, das verwöhnte westliche Wohlstandskind, noch nie in meinem Leben so sehr den Eindruck hatte, dass sich alles verändert, alles verschiebt und die bisherigen Sicherheiten schwinden. Die Klimaveränderung, die Einwanderung, der näher gerückte und auch uns betreffende Krieg, die ungewohnte deutsche Unfähigkeit, Großprojekte zustandezubringen, die Bahn zu sanieren, überhaupt verlässlich leistungsstark zu sein – all das zusammen erschien mir eine in meiner Lebenszeit völlig neue und durchaus verstörende Erfahrung zu sein. Darauf wendete sie ein: Aber wir hatten doch damals die Ölkrise, den Terror der RAF, Tschernobyl, die Finanzkrise usw. – es ist doch gar nicht so, dass die Zeiten grundsätzlich ruhig waren und man den Eindruck haben konnte, dass es immer so weiter und immer weiter bergauf geht.

Ich musste ihr recht geben in der Aufzählung der negativen Ereignisse, aber ich merkte, dass sie mich in meiner Sicherheit nicht so aufgestört hatten wie sie. In meiner Erinnerung sehe ich einen glatten See vor mir, während sie wohl eher ein aufgewühltes Meer wahrnahm. Wir überlegten dann, was diese unterschiedliche Wahrnehmung verursacht haben könnte.

Letztlich kamen wir darauf, dass es mit unserem jeweiligen biographischen Hintergrund zu tun haben müsse. Ich war im Westen in der Zeit des Wirtschaftswunders aufgewachsen, hatte niemals wirkliche Bedrängnis kennengelernt, war zwar lange arbeitslos gewesen, habe aber dann doch einen wunderbaren Beruf bekommen. Ihre Familie war in den fünfziger Jahren aus der DDR geflohen, und die Angst, die Russen könnten auch in den Westen übergreifen, hat die Eltern nie verlassen. Sie lernten mit großem Eifer englisch, um notfalls auswandern zu können, und sie gaben ihrem Kind wohl das Gefühl mit, dass nichts sicher ist und dass man besser einen gepackten Koffer parat hat, wenn die Zeiten rauh werden. Insofern erschienen meiner Freundin die geschilderten historischen Ereignisse wohl viel bedrohlicher als mir.

Objektiv hatten wir dasselbe erlebt. Subjektiv aber verarbeiteten wir es völlig unterschiedlich.

Was mit dieser kleinen Vorrede angedeutet werden soll, ist, dass die Erinnerung von Menschen immer sehr stark persönlich geprägt ist, dass sie mit dem zusammenhängt, wer man ist und was man bisher schon erlebt hat. Zudem neigen Menschen dazu, die Vergangenheit zu beschönigen, das auszublenden, was bedrückend oder belastend war. Das geht allerdings nicht

bei traumatischen Erfahrungen wie die Flucht der Eltern meiner Freundin. Diese greifen so tief in das Menschenleben ein, dass die Wunden, die sie schlugen, bestenfalls vernarben, aber niemals verschwinden. Und so kommt es, dass man beispielsweise mit dem Leben in einer Diktatur, so, wie die DDR eine war, sehr unterschiedliche Erinnerungen verbindet. Für die einen dominiert die Normalität des alltäglichen Lebens, das man führte, für die anderen die Repression, die man selbst oder andere im eigenen Umfeld erfahren.

Deshalb kann die Erinnerung auch etwas Trennendes sein. „So war das doch gar nicht!“ kann man sich gegenseitig zurufen, wenn man sich an sehr Unterschiedliches erinnert, dieses aber jeweils als die ganze damalige Wirklichkeit behauptet. Eigentlich bedürfte es in diesem Fall eines Schiedsrichters. Kann die Wissenschaft das sein? Diese Frage möchte ich im Folgenden erörtern. Das möchte ich in drei Schritten tun. Zunächst soll noch einmal die Unterschiedlichkeit des Sich-Erinnerns herausgearbeitet werden. Im zweiten Schritt wird es um den wissenschaftlichen Umgang mit der Vergangenheit gehen. Und abschließend möchte ich darüber nachdenken, weshalb persönliche und wissenschaftliche Erinnerung so wichtig sind und was sie bewirken können.

1. Unterschiedliche Erinnerung

Wenn man in einer Diktatur lebt, muss man versuchen, irgendwie zu überleben. Das Überleben-Wollen ist ein Grundimpuls, der allen Lebewesen, auch den nicht-menschlichen, eignet. Ab und zu gibt es allerdings Ausnahmen: bei den Tieren, wenn sich etwa ein Muttertier für sein Junges opfert, bei den Menschen, wenn sie ein höheres Gut als das eigene Überleben schützen wollen. Doch das sind in der Tat extreme Ausnahmen. Darauf soll gleich noch einmal darauf zurückgekommen werden.

Zunächst soll es um das Leben jenseits dieser extremen Möglichkeit gehen. In einer Diktatur, noch dazu in einer ideologisch ausgerichteten Diktatur wie der DDR, versucht der Staat, alle Lebensbereiche zu kontrollieren. Das beginnt mit der frühen Erfassung und Indoktrinierung der Kinder in den Betreuungs- und Bildungseinrichtungen, setzt sich im Berufsleben und auch im gesellschaftlichen Leben fort und endet für die Bürger eigentlich erst mit dem Tod. Dass diktatorische oder totalitäre Staaten keine eigenständigen Organisationen von Bürgern zulassen und auch alle kleineren Gruppierungen mit Spitzeln zu durchsetzen versuchen, zeigt, dass ein solcher Staat nichts mehr fürchtet als staatsfreie Räume. Das ist für die Menschen kein Problem, die sich mit den Zielen – und auch Methoden – des Staates identifizieren. Diese gläubigen Kommunisten waren in der DDR aber wohl in der Minderheit. Das bedeutet, dass

alle anderen sich darum bemühen mussten, trotz Distanz zum Staat irgendwie durchzukommen.

Ein probates Mittel war der Rückzug ins Private. Auch wenn der Staat einen solchen Rückzug zu verhindern trachtete, indem er die Freizeit der Bürger durch gesellschaftliche Aktivitäten aller Art zu verringern oder wenigstens zu kontrollieren unternahm, gelang es vielen wohl doch, ein Leben unter dem Radar zu führen. Und das ist das, woran sich viele auch erinnern und gerne erinnern: das alltägliche Leben, das sich in allen Systemen gleicht, mit Familie und Ferien, mit Freunden und Festen, mit Liebesglück und Liebesleid. Wenn man das Umfeld ausblendete, in dem sich all das vollzog, konnte man quasi ein normales, relativ unbeschwertes Leben führen – am staatlichen Zugriff vorbei.

Wem aber immer präsent war, dass man dem Staat solche Privatheit nur trickreich abringen konnte und dass man dann, wenn man nicht den Doppelsprech beherrschte, also öffentlich anders zu reden als man dachte, sehr schnell ins Visier der Stasi geriet – wem das immer bewusst war, der konnte wohl auch die Privatheit nicht richtig genießen. Und er nahm viel intensiver wahr, wie der Staat freie Meinungen, freies Verhalten zu unterdrücken unternahm und das Leben der Menschen lenkte und gänzelte. Wer sich aber direkt gegen den Staat wendete, bekam die Unterdrückungsmechanismen am eigenen Leib zu spüren – oft so schmerzhaft zu spüren, dass es das ganze weitere Leben überschattete. Eine ehemalige DDR-Dissidentin berichtete, dass sie in jedem Raum, in den sie sich begibt, sofort darauf sieht, mit dem Rücken zur Wand zu stehen oder zu sitzen. Die Angst ist noch immer da. Die Erinnerung an das Erlebte ist unauslöschlich.

Kann es da verwundern, dass sich Menschen an sehr Unterschiedliches erinnern, wenn sie an die DDR zurückdenken? Die Erinnerung hängt mit ihrem jeweiligen Standort zusammen. Wenn es ihnen gelang, die Unterdrückung weitgehend auszublenden und nicht weiter anzuecken, konnten sie ein nahezu normales Leben führen. Wenn ihnen das nicht gelang, führten sie ein Leben unter ständigem Druck, in ständigem Bewusstsein massivster Einschränkung der Freiheit. Woran erinnert man sich? Man erinnert sich an die Weise, wie man gelebt hat.

2. Erinnerung in der Wissenschaft

Eine der Aufgaben von Wissenschaft ist es, historisches Wissen aufzubereiten und zu bewahren. Das hat nicht nur den Zweck, die Vergangenheit möglichst vollständig zu dokumentieren und sie sozusagen als kulturellen Bestand zu sichern; damit wäre eher eine museale Funktion abgedeckt. Die wissenschaftliche Erinnerung an die Vergangenheit soll

vielmehr darüber hinaus historische Zusammenhänge sichtbar machen, nach Ursache und Wirkung fragen, unsere Gegenwart in einen Wirkungskontext stellen. Und sie soll die Gelegenheit bieten, aus historischen Erfahrungen zu lernen, z. B. zu erkennen, was eine Diktatur ausmacht, wie sie entsteht und von daher auch: wie sie sich vielleicht verhindern lässt.

Um das alles zu ermöglichen, kann die Wissenschaft natürlich nicht aus subjektiver Perspektive heraus agieren. Sie muss sich um die Objektivität ihrer Erkenntnisse bemühen. Das bedeutet nicht, dass sie die persönlichen Erfahrungen von Menschen in der Diktatur nicht einbeziehen würde. Das ist, ganz im Gegenteil, ein sehr wichtiger Faktor zur Erfassung der damaligen Wirklichkeit. Sie darf sich die subjektive Sicht der Zeitzeugen nur nicht zueigen machen, und dabei hilft es, eben sehr unterschiedliche Diktaturerfahrungen zu untersuchen und für die Analyse zu verwenden. Man könnte als Unterschied zwischen persönlicher und wissenschaftlicher Erinnerung also festhalten, dass die Wissenschaft einen übergeordneten, einen sachlichen Standpunkt einnehmen muss, während der einzelne Mensch in der Regel in seiner subjektiven Sicht verharrt. Dadurch, dass die Wissenschaft sich um Sachlichkeit bemüht, kann sie dann auch allgemeine Schlussfolgerungen ziehen, Erfahrungen in einen größeren Kontext einordnen, über den konkreten Fall hinausgehende Erkenntnisse gewinnen. Das ist das Ideal. Doch die Wissenschaftler sind auch nur Menschen, und nicht immer gelingt es ihnen, sich zu einem objektiven Standpunkt durchzuringen. Gerade wenn es um politische Zusammenhänge geht, stehen die eigenen Neigungen und Abneigungen der Sachlichkeit leicht im Weg. Warum hat die DDR-Forschung nicht den Rang, den sie verdiente? Warum sind die Gewichte zwischen der NS-Forschung und der Kommunismus-Forschung derart ungleich verteilt? Wenn man die Opferzahlen des Kommunismus weltweit betrachtet, dann kommt man auf ein solches Ausmaß des Grauens, dass nicht zu begreifen ist, wieso das nicht zu entsprechender Forschungsanstrengung führt.

Sucht man nach Gründen, könnte es vielleicht sein, dass man sich im Fall des NS genötigt fühlt, Schuld mitabzutragen und sich von dem verbrecherischen System zu distanzieren, indem man immer und immer wieder das Schreckliche des NS-Regimes heraufbeschwört. Im Fall des Kommunismus aber mag bei manchem noch die Vorstellung im Hinterkopf schlummern, dass die Idee des Kommunismus doch eigentlich gut und nur die Ausführung schlecht war. Das könnte zu einer Beißhemmung führen oder auch von der Angst getrieben sein, man müsste seine eigenen Ideale noch einmal einer Revision unterziehen, wenn man sich ernsthaft mit den Schrecknissen auseinandersetzen würde, die die kommunistische

Herrschaft weltweit und eben auch in der DDR zur Folge gehabt hat. Nach meiner Beobachtung gab es gerade im westlichen Teil Deutschlands viele Kollegen, die heimlich oder offen mit der DDR sympathisierten und nur allzu bereit waren, die Repression zu verharmlosen oder ganz zu übersehen. Das fiel leicht, weil man selbst auf der anderen Seite der Mauer lebte und alle Freiheiten genießen konnte, die den Menschen jenseits der Mauer verwehrt waren.

Doch als Wissenschaftler hat man den Auftrag, die Fakten sprechen zu lassen und nicht persönliche Meinungen. Selbst dann aber darf man nicht glauben, dass die Wissenschaftler in ihrer Forschung zu einem einhelligen Ergebnis kommen müssten. Solange es die Freiheit der Wissenschaft gibt, wird es auch eine Pluralität von Einschätzungen geben, wie die Vergangenheit, auch die der DDR, zu sehen ist. Insofern war Greta Thunbergs: Folge der Wissenschaft! wirklich naiv. Nur in diktatorischen Systemen gibt es einheitliche wissenschaftliche Positionen. Unter den Bedingungen der Freiheit entsteht immer Pluralität, auch in puncto wissenschaftlicher Erinnerung.

3. Die Bedeutung von Erinnerung

Was folgt nun aus den vorangegangenen Überlegungen? Erinnerung ist zunächst subjektiv. Man kann aber versuchen, sie zu objektivieren. Das erfordert, auch beim Wissenschaftler, die Überwindung der Scheuklappen, die man sich angelegt haben mag, die Einbeziehung anderer Perspektiven und die Einlassung auf die Fakten, auch solche, die man zuvor gerne ausgeblendet hat. So etwas ist immer ein schmerzhafter Prozess, aber es ist auch ein heilsamer Prozess. Es führt einen näher an die Wahrheit heran, über die zu verfügen man vielleicht vorschnell geglaubt hatte.

Warum aber ist Erinnerung so wichtig? Wenn wir an unser persönliches Leben denken, so konstituiert die Erinnerung zusammen mit anderen Faktoren unsere Identität. Wir verstehen uns wesentlich aus dem, was wir erlebt und wie wir darauf reagiert haben. Ebenso ist es eine Frage der nationalen Identität, wie man mit der eigenen Geschichte umgeht, ob man bspw. die NS-Vergangenheit als isolierten und alles beherrschenden Block dastehen lässt oder ob man sie in die Gesamtgeschichte einbettet und vor allem mit der DDR-Geschichte zusammenführt – nicht in der Absicht, das eine durch das andere zu relativieren, sondern in der Absicht, auch die zweite Diktatur auf deutschem Boden als einen Gewaltakt gegen die Menschlichkeit, gegen den Wert und die Werte des Menschen sichtbar zu machen. Nur wenn man sich vorbehaltlos dem stellt, was damals geschah, kann man Vergleichbares zu verhindern versuchen. Die Geschichte wiederholt sich zwar nie genau in derselben Form. Aber Ähnliches

geschieht immer wieder, und um Ähnlichkeiten zu erkennen, bedarf es der unvoreingenommenen Auseinandersetzung.

Soll man also gezielt nur die furchtbaren Seiten der Diktatur in der Erinnerung wach halten? Das würde die Menschen, die sie erlebt haben, überfordern, und es würde ihrem Leben auch nicht gerecht. Man darf sich, finde ich, auch an die schönen Seiten erinnern, die das Leben unter diktatorischen Bedingungen gehabt haben mag, aber jetzt, im Rückblick, vielleicht doch unter dem Vorbehalt, dass das nichts an der Menschenfeindlichkeit des gesamten Systems ändert. Woran man sich jedoch auf jeden Fall und im Positiven erinnern sollte, sind die besonderen Menschen, die es gewagt haben, der Diktatur zu trotzen, und dafür einen hohen Preis zahlen mussten. Solch ein Mensch ist Herbert Belter, der dieser Vortragsreihe den Namen gab.

Dass er als junger Mensch, als Student, sein Leben geben musste, weil ihm die Freiheit offenbar wichtiger war als alles andere, ist tragisch und groß zugleich. Wenn wir auf solche Menschen blicken, sind sie für uns Vorbild und Vorwurf in einem. Denn so aufbauend und herzerwärmend es ist zu sehen, dass manche Menschen auch in die tiefste Dunkelheit noch Licht zu bringen vermögen, so beschämend kann es auf der anderen Seite sein zuzugeben, wie weit man selbst hinter einem solchen Vorbild zurückbleibt. Dennoch sind es diese Menschen, an denen man sich aufrichten kann, die einem Mut geben und die Gewissheit, dass auch das repressivsten System nicht so in das Innerste eines Menschen eingreifen kann, dass es ihm die Freiheit des Denkens und des Willens nehmen könnte – es sei denn, es würde Gehirnwäsche praktizieren, die tatsächlich zur Auslöschung des inneren Menschen führt.

Doch jenseits dessen bleibt immer noch die Freiheit der Wahl. Und wenn jemand sie einer Diktatur leben konnte, dann können wir es in unserem freiheitlichen System allemal. Dieses in seiner Großartigkeit schätzen zu lernen, kann auch ein Effekt des historischen Vergleichs, der historischen Erinnerung sein. Deshalb kann das Gedenken an Menschen wie Herbert Belter und an das Regime, gegen das er sich wendete, zu einer ganz neuen Wertschätzung eines Lebens führen, das solchen Mut, wie er ihn hatte, nicht erforderlich macht, wenn es darum geht, abweichende Meinungen zu äußern. Auch dazu ist das historische Gedächtnis gut – zu wissen und zu achten, was man nun hat, nachdem die Vergangenheit überwunden ist.